

Giuseppe Tomasi di Lampedusa: Der Gattopardo

Kein „normaler“ Autor, kein auf „normale“ Weise zustande gekommener Roman! Giuseppe Tomasi, geboren 1896 in Palermo, hieß nach dem Tod seines Vaters im Jahre 1934 Giuseppe Tomasi, Principe di Lampedusa, Duca di Palma etc. etc., d.h. er war der Spross einer hochadligen Familie, einer der bedeutendsten von Sizilien, wo die Familie seit dem 16. Jahrhundert ansässig war. (Er war übrigens der zweitletzte Träger dieser schönen Titel, die Familie starb 1962 im Mannesstamm aus.) Die Insel Lampedusa, die heutzutage ja jedermann kennt, kam in den Namen, weil sie seit 1583 im Besitz der Familie war, die allerdings nie auf dem zunächst unbesiedelten Eiland wohnte und es Mitte 19. Jahrhundert an der König verkaufte. Giuseppe wuchs im Familien-Palazzo in Palermo auf, die Sommer verbrachte die Familie im ländlichen Palast von Santa Margherita Bélice im Süden Siziliens. Im Buch, wo diese Sommerresidenz eine große Rolle spielt, heißt sie Donnafugata, der Ort um den Palast aber ist, wie der Autor von sich aus erklärt hat, das Städtchen Palma, dessen Name im Herzogstitel der Familie steht. Der adlige Jüngling musste nach dem Abitur im ersten Weltkrieg mitkämpfen; danach studierte er ein bisschen Jura, er schloss das Studium aber nicht ab und übte zeitlebens keine Erwerbstätigkeit aus – das Familienvermögen enthob ihn dieser Notwendigkeit, auch wenn es am Ende, nach dem zweiten Weltkrieg, nicht mehr allzu üppig war. In seinen früheren Jahren reiste Giuseppe viel in Europa umher, er heiratete in Riga 1932 die baltisch-deutsche Psychoanalytikerin Alexandra von Wolff-Stomersee (das Paar kommunizierte zeitlebens auf Französisch), danach blieb er in seiner Heimatstadt und wurde zu einem der unersättlichsten und besessensten Leser, die wir kennen: Er las alle bedeutenden und absichtlich auch viele zweitklassige Autoren in sechs Sprachen. Seine Reflexionen über Literatur gab er gelegentlich in einer Art von Vorlesungen in privatem Kreis weiter, manches wurde auch gedruckt.

Und wann fing er selbst an, Literatur zu schaffen? 1954, mit 58 Jahren, überwand er seine sizilientypische Trägheit (wie man formuliert hat), und begann seinen Roman zu schreiben, im Wesentlichen im Kaffeehaus. (Als Auslöser hat er selbst die Tatsache angeführt, dass ein Vetter mit seinen Gedichten einen gewissen Erfolg hatte.) Daneben verfasste er einen Band mit Kindheitserinnerungen (nicht zufällig, denn die Orte seiner Kindheit spielen, wie schon angedeutet, eine große Rolle für den Roman) und nebenher auch einige Erzählungen. Schwierig war es für den völlig unbekanntem Literaten, einen Verleger zu finden. Mondadori glaubte, mit dem Buch sei kein Geld zu verdienen (was zu einem Wutausbruch der Gattin führte), Einaudi lehnte auch ab und Feltrinelli ließ sich Zeit. 1958 schließlich überzeugte Giorgio Bassano (der uns durch die „Gärten der Finzi-Contini“ bekannt ist und der damals eine Art Autoren-Scout bei Feltrinelli war) den Verlag von der Qualität des Romans. Aber Lampedusa war schon 1957 an einem Krebsleiden gestorben.

Der Roman wurde sofort zu einem großen Publikumserfolg, bald auch über Italien hinaus, und er verkauft sich bis heute (wozu die Visconti-Verfilmung von 1963 beigetragen hat). Die linke Intelligentsia war zwar aus politischen Gründen dagegen (was man versteht, die linke Revolution kommt nicht gut weg – Martin Schulz allerdings bezeichnet den Roman als sein Lieblingsbuch) und die Katholiken fanden das Buch entsetzlich unmoralisch (was man heute nicht mehr versteht), aber die wichtigen Kritiker stimmten in ihrer positiven Bewertung überein.

Wegen der posthumen Veröffentlichung gibt es keine vom Autor abgesegnete Fassung letzter Hand; bis heute wird diskutiert, welches der Manuskripte letztlich maßgebend sein soll. Die Unterschiede im Wortlaut sind aber nicht so sehr bedeutend. Erwähnenswert für uns ist nur das „Liederbuch des Hauses Salina“, das in der neuen Ausgabe von 2002 bzw. 2004 als „Scherzo“ eingefügt ist: es handelt sich um ein unfertiges und doch wohl weniger geglücktes Teilstück handelt, das m.E. besser weggelassen oder in einem Anhang beigefügt worden wäre.

Bei der Gelegenheit ein Wort zu der Übersetzung von Waeckerlin Induni, in der man das Werk seit 2004 kaufen kann: Ich halte sie für ziemlich Leserunfreundlich; immer wieder nahm ich die alte Übersetzung (von Charlotte Birnbaum, 1959) oder das italienische Original zu Hilfe, um zu verstehen, was denn gemeint ist (besonders Krass: die „non olet“-Stelle). Wer das Buch noch nicht gelesen hat, sollte nach meinem Urteil die alte Übersetzung aufzutreiben versuchen, die unter dem Titel „Der Leopard“ erschienen ist. Mit diesem Titelwechsel hat es folgende Bewandnis: Die Hauptfigur des Romans ist Fürst Fabrizio Corbèra di Salina. Sein Vorbild ist, wie man eindeutig erkennt, der Urgroßvater des Autors, der Principe Giulio Fabrizio Tomasi di Lampedusa (1815 – 1885) – das gibt der Verfasser offen zu Protokoll, nur dass dieser Vorfahr vermutlich nicht ganz so intelligent gewesen sei wie die Romanfigur. Salina ist, wie Lampedusa, eine Insel bei Sizilien, Corbèra di Salina ist also einfach eine Parallelbildung zu Tomasi di Lampedusa. Das Wappentier der Tomasi nun ist der Leopard, das der fiktiven Corbèra aber der Gattopardo; das ist eine Raubkatze, die kleiner ist als der Leopard und im Deutschen als Pardelkatze, Ozelot, Serval und noch anders bezeichnet wird. Man hat dieser Änderung große Bedeutung beigemessen, da sie eine Verniedlichung darstelle, also den Fürsten in ein „bitter-ironisches“ Licht stelle. Mir scheint das nicht so eindeutig zu sein: Der Principe di Salina, ein Hüne von einem Mann, sagt einmal: „Wir waren die Gattopardi, die Löwen! Ersetzen werden uns die Schakälchen, die Hyänen.“ Das klingt nicht nach Verniedlichung. Vielleicht ist der Gattopardo nur eine Parallelbildung zum Leoparden (der in den Wappenbildern der Lampedusa recht zierlich und tänzerisch wirkt), so wie Salina zu Lampedusa.

Der Autor schreibt nun diese auf die Geschichte der eigenen Familie zurückgehende Erzählung nicht etwa als Chronist, sie ist ja Fiktion, sondern als klassischer auktorialer Erzähler, der ins Innere aller Personen schauen kann, die Zukunft kennt usw. Allerdings spricht Lampedusa von einer „gewissen Mitbeteiligung des Autors“; sie zeigt sich etwa darin, dass der Erzähler sagen kann „bei uns (sc. in Sizilien)“ und dass er über Götter auf den Fresken im Palazzo sagt: „eine in Pittsburgh, Pa., hergestellte Bombe“ habe ihre scheinbare Ewigkeit im Jahre 1943 als Illusion erwiesen. Dieses Trauma, die Zerstörung der alten Familiensitze im zweiten Weltkrieg, scheint mir ein Motiv für Lampedusas Versuch gewesen zu sein, die alte Adelsepoche literarisch aufleben zu lassen, wenn auch im Untergang.

Trotz dieser gelegentlich spürbaren „Mitbeteiligung“ bleibt die rein auktoriale Erzählung eine reichlich antiquierte Form. Schon früh haben Einzelne das Werk dafür gescholten und als „letzten Roman des 19. Jahrhunderts“ bezeichnet, wogegen sich Lampedusa, dessen Vorbild Stendhal (1783 – 1842) war, wohl gar nicht gewehrt hätte. Bemerkenswert ist, dass im Buch von der „berühmte[n] hundertjährige[n] siziliani-

sche[n] Verspätung künstlerischer und intellektueller Anstrengungen“ die Rede ist; der Roman selbst bietet gewissermaßen ein Beispiel dafür!

Aber hören wir nun den Anfang des Romans. Wir sind im Mai 1860.

Text 1:

„*Nunc et in hora mortis nostrae. Amen.*“

Der tägliche Rosenkranz war zu Ende. Eine halbe Stunde lang hatte die ruhige Stimme des Fürsten die glorreichen und schmerzenreichen Geheimnisse in Erinnerung gerufen; eine halbe Stunde lang hatten andere Stimmen ein wogendes Gemurmel dazwischengewoben, aus dem die goldenen Blüten ungewohnter Worte heraustraten: Liebe, Jungfräulichkeit, Tod; und während dieses Gemurmels schien der Rokokosalon sein Aussehen verändert zu haben; sogar die Papageien, die ihre regenbogenfarbenen Flügel auf den Seidentapeten ausbreiteten, schienen eingeschüchtert; selbst die Magdalena zwischen den Fenstern wirkte nun wie eine Büßerin und nicht wie eine schöne, üppige, wer weiß welchen Träumen hingeebene Blondine, wie man sie sonst immer sah. [...] Auf dem Deckenfresko erwachten die Götter, die Scharen von Tritonen und Dryaden [...]; und die höheren Götter, die Fürsten unter den Göttern, [...] hielten mit Vergnügen den blauen Wappenschild mit dem Gattopardo.

„Jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.“ Das ist das Ende des Ave Maria, der Rosenkranz besteht ja im Wesentlichen aus Ave Marias. Wir bemerken: Im ersten Satz des Romans kommt das Wort „Tod“ vor, aus dem Munde des Fürsten. Wir werden sehen, dass das kein Zufall ist.

Dieser Fürst betet also täglich mit seiner Hausgemeinschaft den Rosenkranz, und zwar lateinisch. Dabei ist er, wie sich zeigen wird, genau genommen kein gläubiger Katholik und schon gar kein Klerikaler. Aber die Einhaltung der Tradition ist ihm selbstverständlich, und die regelmäßige Wiederholung eines Ritus entspricht dem Lebensgefühl des Adels. (Am Ende des ersten Teils, 24 Stunden nach dem Anfang, beginnt er erneut das Familiengebet – das Zyklische, Gleichlaufende dieses Lebens wird demonstriert.) Und Fürst Fabrizio hat keine Probleme, die kirchlichen Formulierungen mit den Geheimnissen, wie er sie erahnt (die im Text genannten Begriffe „Liebe“ und „Tod“ sind dabei zentral) zusammenzubringen.

Dieser altvertraute, stets wiederkehrende Gebetsritus verträgt sich auch gut mit der Umgebung, einem Rokoko-Saal, der an sich Lebensgenuss, erotisch angehauchte Schönheit, Luxus ausstrahlt, sich aber während des Gebets den religiösen Geheimnissen anzuverwandeln scheint. Und auch dass der Adel als künstlerische Ideologie für seinen zeitunabhängigen Anspruch die überzeitlichen Götter der Mythologie übernommen hat (Zeus, Mars und Venus halten das Familienwappen: Die Familie wird ewig währen), wird nicht als Widerspruch empfunden zu den zeitlosen Begehungen der Religion.

Der Fürst, unsere Titelfigur, ist Glied dieses Adels, aber er ist alles andere als eine einhellige Gestalt. Schon äußerlich sticht der blonde Riese von seinen Standesgenos-

sen ab: diese Haarfarbe und die Statur, die verbunden ist mit gewaltiger Körperkraft, ist ein Erbe seiner deutschen Mutter. Als „germanischer Wesenszug“ gilt auch seine Intellektualität: Seine leidenschaftlich gepflegte Liebhaberei ist die Astronomie, und er hat es darin weit gebracht – in Paris hat man ihm eine Medaille für die Entdeckung zweier Kleinplaneten verliehen (einen davon taufte er Salina, den anderen nach seinem Jagdhund – auch als Wissenschaftler bleibt er Principe), und mit dieser Lust, durch abstrakte Welten zu schweifen, ist eine allgemeine Reflektiertheit verbunden, die sich nicht einfach mit den Grundsätzen seines Standes zufrieden gibt. Diese Reflektiertheit tritt gelegentlich in Gegensatz zu einem anderen „deutschen“ Wesenszug: seinem autoritären Auftreten mit cholericem Temperament, bei dem man nicht immer weiß, was echter Jähzorn, was eher gespielt oder jedenfalls bewusst zugelassen ist. Er brüllt seine Frau nieder, wenn sie zu opponieren wagt (sie ist dann klammheimlich stolz, einen so energischen Gatten zu haben; allerdings ist sie krank, sie ist Hysterikerin, und man ahnt, woher das kommt). Den besten seiner Söhne, Giovanni, (der älteste, Paolo, kennt nur seine Pferde und pflegt eine bornierte Adelsgesinnung) hat er durch seine allzu feste Hand zur Flucht nach England getrieben. Als bei einer Jagd sein Begleiter, der zwar sein Untergebener, aber doch auch sein Jagdkamerad ist, eine ihm politisch unwillkommene Aussage macht, holt er aus, um ihn zu ohrfeigen (er beherrscht sich dann doch noch). In seiner Selbstherrlichkeit nimmt er sich auch das Recht (wenn auch hin- und hergerissen durch mancherlei Bedenken), nach dem Rosenkranz, der das Buch eröffnet, von der stadtnahen Villa nach Palermo zu Mariannina, einer ihm wohlvertrauten Prostituierten, zu fahren, und er zwingt auch den Hausgeistlichen Pirrone, den er an sich als alten Freund betrachtet, aber gerne ein bisschen kujoniert, zum Mitfahren (er soll in der Stadt seinen Ordensbrüdern einen Besuch abstatten und weiß dann auch schon, was der Fürst am Samstag beichten wird). Seine Frau hat ihm sieben Kinder geboren, er hat aber noch nie ihren Nabel gesehen; das rechtfertigt für ihn seine Abweichungen von der ehelichen Treue. Am frühen Morgen nach der Eskapade gibt er ihr aber gutmütig Anlass, ein Kreuzzeichen zu schlagen und „Jesus Maria“ zu stöhnen – ihre üblichen Reaktionen auf die ehelichen Annäherungen des Gatten, die selten geworden sind. Für diese freudige Überraschung bekommt der Gatte dann am Abend sein Lieblingsdessert.

Zum Wesen des Adels gehört es, dass man reich ist, und zwar mit Selbstverständlichkeit: Braucht man einmal Geld, verkauft man eben eines der Güter. [Diese seit Urzeiten ererbte Gewohnheit der großen Besitztümer wird auf groteske Weise verdeutlicht durch einen verarmten Adligen, der durch Heirat wieder zu Reichtum gekommen ist (Salinas Neffe): Er fühlt sich sofort wieder, als habe ihm dieser (neue) Besitz seit Karl von Anjou (also seit dem 13. Jahrhundert) gehört.] Paradox ist aber beim Fürsten Salina, dass seine Ahnen, die kaum die Grundrechenarten beherrschten, diesen Besitz ohne Probleme wahrten, während ihm, dem großen Mathematiker, der Reichtum zu zerrinnen beginnt: Wir erleben mit, wie ihn seine Verwalter bestehlen (er weiß das und tut nichts dagegen), wie er Bauern, die Naturalabgaben bringen, ein Trinkgeld gibt, das höher ist als der Wert des Gebrachten und Ähnliches mehr. Dieser kraftstrotzende Hüne, der seine dominierende Stellung in der Familie choleric auslebt (allerdings nicht ganz ohne Skrupel, die sein Vater nicht hatte), der Fürst, der ganz in der traditionellen Adelsrolle zu Hause ist, zeigt sich angekränkelt – durch seine intellektu-

elle Höhe, seine Bereitschaft zur Reflexion, die ihn untüchtig macht? (Man fühlt sich an Thomas Mann erinnert.)

In diese Adelsexistenz, die durch Kontinuität, gleichbleibende Abläufe, fast Zeitlosigkeit bestimmt ist, bricht nun die Zeit, die Veränderung, ja, der Umsturz ein: Salina erhält am Abend die Nachricht, dass Garibaldi mit tausend Freischärlern an der Westküste Siziliens gelandet ist. Wir erinnern uns: Sizilien und Süditalien bildeten bis 1860 das „Königreich beider Sizilien“, das von einer landfremden Dynastie, den spanischen Bourbonen, von Neapel aus absolutistisch regiert wurde, ein Feudalstaat und eine in vielfacher Weise zurückgebliebene Region. Nun gab es seit Ende des 18. Jahrhunderts starke Bestrebungen, ganz Italien von fremder Herrschaft zu befreien und zu einem einzigen Nationalstaat zu machen. Im sozial und industriell viel weiter entwickelten Norden gelang es um die Jahrhundertmitte, durch Krieg, Diplomatie und Volksabstimmungen das Land bis zum Kirchenstaat hinab als konstitutionelle Monarchie zu einigen, unter dem König von Piemont, Viktor Emanuel II., dem „gentiluomo“, dem Gentleman auf dem Thron. Neben der bürgerlich-liberalen Bewegung, die dies zustandegebracht hatte, gab es aber eine radikal-republikanische, deren Ziel ein Italien ohne König, ohne Adel, ohne Kirche war. Deren charismatischer Kriegsheld Garibaldi hatte sich nun entschlossen, mit seiner Horde von Rothemden Sizilien und Unteritalien zu erobern, der bourbonischen Herrschaft ein Ende zu machen und das Reich an Italien anzuschließen (wobei das Verhältnis zu dem piemontesischen Königtum zunächst unbestimmt blieb: Garibaldi hatte keinen Auftrag, handelte aber auch nicht im direkten Widerspruch zum König).

Nun ist also wahr geworden, was sich durch einzelne aufrührerische Aktionen schon angekündigt hatte. Der Adel reagiert zum Teil panisch, Salinas Schwager etwa flieht auf ein englisches Kriegsschiff und lässt seinen Palazzo im Stich. Auch Pater Pirrone sieht das Ende bevorstehen (nicht ohne Berechtigung, denn dass die Kirche nach der Eroberung Besitz und Privilegien verlieren würde, gilt auch bei Anhängern des Umsturzes als ausgemacht – Pirrone jammert, das Kirchengut sei ja eigentlich Besitz der Armen, die von der Kirche unterstützt würden, Salina aber wäre die Enteignung der Pfaffen gar nicht unrecht). Der Fürst selbst aber hütet sich vor unüberlegten Reaktionen und denkt nach. Schon vor der Landung hat er Gespräche über die drohende Invasion und die politische Zukunft geführt. Das wichtigste war das mit seinem zwanzigjährigen Neffen Tancredi Falconeri, dessen Vormund und Wohltäter Salina ist - der Vater Tancredis hatte vor seinem Tod durch maßlose Verschwendung die Familie völlig ruiniert. Der Fürst ist in den hinreißend hübschen und charmanten jungen Mann, der brillant in Erscheinung tritt, ohne wirkliche Kenntnisse zu besitzen, leichtsinnig wirkt, aber auch Ehrgeiz und eine bedenkenlose Entschlossenheit zu erkennen gibt, geradezu vernarrt (wie übrigens alle Welt), er betrachtet ihn als seinen „wahren Sohn“. (Man hat den Eindruck einer gewissen Verblendung; Tancredis späterer Schwiegervater betrachtet ihn als gerissenen Opportunisten – was ihn durchaus nicht stört; der Leser wundert sich jedenfalls über die kritiklose Vergötterung durch Salina. Interessant ist, dass der Autor selbst ebenfalls große Zuneigung zu einem jüngeren Verwandten empfand und diesen sogar adoptierte und als einen der drei Menschen bezeichnete, die er im Leben wirklich geliebt habe; dieser junge Mann wird ausdrücklich als Modell für Tancredi bezeichnet.) Dieser Tancredi hatte offenbar schon eine Zeit lang Kontakte zu den revolu-

tionären Gruppen, die sich in den Bergen schon seit einiger Zeit auf den Ernstfall vorbereiten. Zu ihnen will er aufbrechen, um den großen Dingen, die sich anbahnen, zum Durchbruch zu verhelfen. Der Onkel ist skeptisch:

Text 2:

„Du bist wahnsinnig, mein Sohn! Dich mit diesen Leuten einzulassen! Alles Mafiosi und Betrüger. Ein Falconeri muss auf unserer Seite sein, für den König.“ Die Augen funkelten wieder spöttisch. „Für den König, gewiss, aber für welchen König?“ Der junge Mann hatte eine seiner jähren Anwandlungen von Ernsthaftigkeit, die ihn undurchschaubar und umso liebenswerter erscheinen ließen. „Wenn wir nicht auch dabei sind, bescheren die uns die Republik. Wenn alles bleiben soll, wie es ist, muss sich alles ändern. Habe ich mich deutlich ausgedrückt?“ Er umarmte, ein wenig gerührt, den Onkel. „Auf bald. Ich kehre mit der Trikolore zurück.“

Hier also der berühmte Satz: „Wenn alles bleiben soll, wie es ist, muss sich alles ändern.“ Was Tancredi damit meint, ist im Kontext recht klar: Wenn der Adel seine herausgehobene Stellung behalten und nicht von den Radikalen weggefegt werden soll (der Fürst wäre dann nur noch der Herr Corbèra), müssen wir beim Kampf gegen den alten Feudalstaat mitmachen und dafür sorgen, dass es nicht die Republik ist, die ihr nachfolgt, sondern die konstitutionelle Monarchie. Der Fürst aber denkt lange nach über den Satz, der für ihn „doppeldeutig“ ist, und sucht nach seinem tieferen Sinn. „Wenn alles bleiben soll ...“ Das Elend wird auf jeden Fall ewig bleiben (zumindest unter der lähmenden Sonne Siziliens ist eine grundlegende Verbesserung der sozialen Verhältnisse unmöglich), es werden nur andere Schichten an die Macht kommen, und die Parteigänger der Erneuerung, die er kennt, lassen ihn ahnen: Es wird nicht besser, der Eigennutz, der egoistische Aufstiegs-wille wird regieren. Dass die Bourbonen-Monarchie dem Tod geweiht ist, sieht er auch. Ist er dennoch zur Loyalität verpflichtet? Auch sie ist vor Jahrhunderten auf fragwürdige Weise entstanden - und so war es immer, schon Jupiter ist durch Vatermord an die Macht gekommen; was für einen Sinn hat also prinzipielle Loyalität zur bestehenden Macht? Er, der Fürst, braucht persönlich keinen existenziellen Absturz zu fürchten, er hat sein Morphium: die Astronomie. (Man fühlt sich an Marx erinnert: Religion ist das Opium ...) Aber wenigstens für seine Kinder will er sorgen, darüber hinaus vermag der Mensch nichts auszurichten. Und Männer, die jetzt noch seine Untergebenen sind, sichern ihm zu: Den Damen des Hauses wird nichts geschehen ... Ohne positive Erwartungen, gewiss, aber auch ohne Erschütterungen und Ängste begibt er sich zum Rosenkranz, der den Tag und Teil I des Buches beschließt. (Der Autor hatte ursprünglich vor, den ganzen Roman ähnlich Joyce bei seinem „Ulysses“ auf diese 24 Stunden zu begrenzen, sah sich dann aber nicht in der Lage, alle ihm wichtigen Aspekte in diesem engen Zeitraum zur Geltung kommen zu lassen.)

Wir treffen Don Fabrizio ein Vierteljahr später, im August, wieder an auf der strapaziösen Fahrt durch das hitzegequälte, trostlose, Todesahnungen ausströmende Sizilien. (Schon wieder Todesahnungen! Auch der Garten in Palermo erinnerte an einen Friedhof, und nach einer Attacke der Aufrührer wurde dort sogar ein toter Soldat gefunden,

der sich vom Kampfplatz noch dorthin geschleppt hatte.) Die Familie begibt sich zu ihrem Sommersitz Donnafugata, wo sie für drei Monate zu bleiben pflegt. Sizilien ist inzwischen ganz in der Hand Garibaldi's, der sich zum Diktator ernannt hat, und die Katastrophe ist ausgeblieben. Selbst die bourbonischen Polizisten sind nach kurzer Karenz in die neue Polizei aufgenommen worden, und die Familie Salina kam, auch dank der Ergebenheit ihrer Leute, gut durch die Krise. Ein ehrerbietiger toskanischer General hatte sogar darum ersucht, die Deckenfresken der Villa Salina bewundern zu dürfen und den Fürsten, entgegen einem Erlass Garibaldi's, mit „Exzellenz“ angeredet. Auch der Empfang in Donnafugata ist wie immer, vielleicht noch besser. Salina schreitet zum Te Deum in die Kirche „wie ein satter, zahmer Löwe“. Aber dann werden doch Veränderungen deutlich. Paradox: Der Fürst ist höflicher zu den Leuten als früher, und sein Ansehen schwindet merkbar. Und der neue Bürgermeister mit der grünweißroten Schärpe des neuen Staats, Calogero Sedàra, ein Mann aus einfachen Verhältnissen, intelligent und politisch ehrgeizig, ist inzwischen in Donnafugata ebenso reich wie der Fürst, insgesamt wohl noch reicher. Das ist ungewohnt. Bei dem Begrüßungssessen, das Salina für die Honoratioren gibt, fällt er durch zwei Dinge auf: Erstens kommt er, obwohl der Fürst mit Rücksicht auf die Art der Gäste, die keine große Gesellschaftsgarderobe besitzen, nachmittäglich gekleidet ist, im Frack. Der Fürst empfindet einen tiefen Schock: Erneut ist er von dem Plebejer auf die zweite Stelle verwiesen, und das auf seinem ureigenen Gebiet. Diesen Frack aber hat der geizige Aufsteiger bei einem regionalen Schneider machen lassen, der sich offenbar zum ersten Mal an diesem schwierigen Kleidungsstück versucht hat, und so sieht er auch aus ... (Dem Leser wird bewusst, was der Fürst an anderer Stelle ausführlich reflektiert hat: Zum Wesen des Adels gehört der selbstverständliche Stil, die unangestregten, gleichsam angeborenen guten Manieren; ein Bürgerlicher kann sich das kaum wirklich aneignen.) Zum zweiten kommt er ohne seine Gattin (wir erfahren später, dass sie ungewöhnlich schön, aber ein „halbes Tier“ ist: Sie ist Analphabetin, kann die Uhrzeit nicht erkennen und verlässt das Haus nur zur Frühmesse am Sonntag, wo niemand sie sieht – sie wird als unpässlich entschuldigt). Dafür begleitet ihn seine Tochter Angelica, die die Schönheit der Mutter und die Vitalität und den Ehrgeiz des Vaters geerbt hat. Sedàra hat die schmutzige Landgöre auf ein teures Pensionat in der Toscana gegeben (die Eltern aßen in dieser Zeit zu zweit nur ein Spiegelei), und das hatte eine Art „My-fair-Lady“-Effekt: Sie kehrt als junge Dame zurück, wobei allerdings gelegentlich noch Kleinigkeiten ihre Herkunft verraten.

Tancredi, der Urlaub von der Armee hat (er ist nicht mehr bei Garibaldi's wilden Rothemden, sondern bei den Piemontesern, der regulären Armee) und der mitgekommen ist, ist mächtig beeindruckt. (Auch der Fürst, aber das ist im Moment nicht entscheidend.) Bisher hatte es, schon seit der Kindheit, eine unausgesprochene Zusammengehörigkeit zwischen ihm und Concetta gegeben, der Tochter des Fürsten, die er als einzige für eine echte Salina hält und die er liebt (wenn auch nicht so sehr wie den Neffen), und erst kurz zuvor hatte das Mädchen dem Hausgeistlichen, und das heißt, indirekt den Eltern, gestanden, dass sie ihren Vetter liebe. Der Fürst hatte diese Neigung zu dem „Schlingel“ schon vorher geahnt und bei sich gedacht, die beiden würden ein schönes Paar abgeben, aber hinzugefügt: „Ich fürchte [...], dass Tancredi Höheres anstreben muss, Niedrigeres, meine ich“. Die Tochter eines Fürsten ist für

einen Aufstiegswilligen nicht mehr erste Wahl! Concetta merkt sofort, wie hingerissen Tancredi von der schönen Tochter des reichen, politisch ambitionierten Bürgermeisters ist. Gegen Ende des Essens erzählt Tancredi eine Episode von der Eroberung Palermos, wie er mit ein paar Kameraden um eines günstigen Ausgucks willen in ein Nonnenkloster eindrang und welche anrühigen Scherze die flotten jungen Burschen sich gegenüber den alten Klosterfrauen erlaubten. Angelica, die zu Hause manches derbe Wort gehört hat, reizt das Pikante der Geschichte und sie lacht, sie lacht sogar „schrill“. Die brüskierte Concetta aber rügt, solch hässliche Dinge hätte Tancredi bei seinem Beichtvater erzählen sollen, aber nicht vor Damen, jedenfalls nicht vor ihr. Sie weiß, zumindest unbewusst, dass damit ihr Leben eine Wende genommen hat.

Am nächsten Tag besucht die Familie alter Tradition gemäß ein Nonnenkloster, in dem eine seliggesprochene Ahnfrau der Familie ruht. Das Kloster unterliegt einer strengen Klausur, der Nachkomme der Gründerin, also der Fürst, ist der einzige Mann, der es betreten darf. Tancredi wäre gerne mitgekommen, als Gefolgsmann, wie es die Gründungsurkunde zugesteht, aber Concetta weist ihn zurück: Er könne ja, wenn er hineinwolle, mit einem Balken das Tor aufsprengen wie in Palermo. Tancredi wird glutrot und zieht ab. Später am Tag sieht Salina durchs Fenster, wie Tancredi, elegant zu rechtgemacht, auf das Haus des Bürgermeisters zugeht; sein Diener trägt einen Korb mit den ausländischen Pfirsichen, die der Stolz des Palastgartens waren. Tancredi hat sie gepopst und bringt die sorgsam gehütete Kostbarkeit des Adels als Präsent ins Haus des plebejischen Reichen. Die Entscheidung ist gefallen.

Tancredi hat später durchaus Gewissensbisse, und er ist sich dabei bewusst, dass Concetta etwas hatte, was die schöne Tochter des reichen und politisch nützlichen Bürgermeisters nicht aufweisen konnte, aber, so ruft er aus, „das Leben ist eine ernste Angelegenheit, verdammt!“ Wer seine Ziele im Leben erreichen will, darf nicht dem inneren Adel einer Jugendfreundin nachhängen.

Im Oktober des Jahres, in dem der dritte Teil spielt, ist die Familie des Fürsten immer noch in Donnafugata. Inzwischen hat das Plebiszit über den Anschluss an den neuen italienischen Staat stattgefunden. Paradoxerweise haben davor viele den Fürsten, den Repräsentanten des Feudalsystems, um Rat gefragt, und er hat zu einem Ja geraten, also zu dessen Abschaffung (was manche für blanke Ironie hielten). Aber ein Nein hätte für den Fürsten bei der Faktenlage keinen großen Sinn gehabt. Auch er selbst stimmt ab und wird dabei mit Respekt und Bevorzugung behandelt. Der Bürgermeister Sedàra verkündet stolz: In seinem Bezirk haben 100% mit Ja gestimmt. Der Beifall des Publikums ist lau.

Der Fürst seufzt über die Veränderung seiner Situation: Er muss jetzt höflich sein und mühevoll verhandeln, wo früher ein Prankenhieb genügte. Neidvoll denkt er auch an die Zeiten zurück, wo der Feudalherr ein Mädchen wie die schöne Angelica einfach ins Bett kommandiert hätte – und schämt sich zugleich für diese Gedanken. Erholung sucht er bei der Jagd, zu der er seinen alten Jagdkameraden Tumeo, den Organisten der Hauptkirche, mitnimmt. Von dem erfährt er Überraschendes. Tumeo hat mit Nein gestimmt. Er ist überzeugter Anhänger des Feudalstaats, wo man, wenn man loyal war, von ganz oben gewürdigt wurde und auf Wohltaten hoffen durfte (er z.B. durfte Musik studieren; man muss sich allerdings klarmachen, dass er nicht zu einer Bauernfamilie gehörte, wo man in materiellem Elend lebte und mit Anerkennung und Wohl-

taten nicht rechnen konnte). Aber dieser Repräsentant des Neuen, Sedàra, hat seine Stimme (und die vieler anderer) unterschlagen, um gut dazustehen, und ihn so als Person annulliert. Empört prophezeit er dem Land eine freudlose Zukunft und dem Haus Salina den Untergang (wofür er, wie schon angedeutet, beinahe eine Ohrfeige geerntet hätte). Der Fürst sieht klar: An die Stelle der feudalen Unveränderlichkeit der Klassenzugehörigkeit ist Mobilität, Aufstiegsmöglichkeit getreten – nur, wer ist es, der aufsteigt? Er nimmt wahr: Überall sind es die Raffzähne, die Betrüger, kurz: die Sedàras! Und der Erzähler, wir dürfen sagen, der Autor fügt hinzu: Die Abtötung des Vertrauens bei der ersten Willensbekundung des Volks führte zu dem Desinteresse, zu der Staatsferne der breiten Bevölkerung, die sich im Folgenden im Mezzogiorno verbreitete.

Es ist bemerkenswert, wie negativ der Autor den Beginn des Risorgimento darstellt, der doch als Geburtsstunde der italienischen Nation in den leuchtendsten Farben gemalt zu werden pflegte. (Auch in späteren Gesprächen, die wir nicht referieren, erscheint der Aufbau des neuen Staates in sehr zweifelhaftem Licht.) Aber wenn man weiß, dass beim Plebiszit in Sizilien offiziell 99,5% Ja-Stimmen registriert wurden, kommt einem die Darstellung der Vorgänge in Donnafugata nicht unbedingt abwegig oder böse erfunden vor. Und Lampedusa scheint damit Wirkung erzielt zu haben, jedenfalls wurde schon geschrieben, dass sein Roman „den Kult der Einheit [...] zerstört hat“.

Zurück zu Salina und Tumeo: Der erzählt dem Fürsten auf Nachfrage, wie es mit der Familie Sedàras aussieht: Er berichtet von der Gattin (was schon vorweggenommen wurde) und von deren Vater, der ein so schmutziger Kerl war, dass man ihn Peppe Mmerda nannte, also etwa „Sepp Scheißdreck“, und von einem Heckenschützen auf dem Feld abgeknallt wurde. Erschüttert murmelt Salina: „Non olet“, er meint: Wenigstens die hinreißende Angelica selbst stinkt nicht.

Und gerade nach diesen Eröffnungen über die üble politische Rolle Sedàras und über seine Familie kommt auf Salina eine höchst unangenehme Verpflichtung zu. Tancredi, der auf dem Festland mehr mit einer hübschen Balletttänzerin als mit dem Krieg gegen die Bourbonen beschäftigt, aber jedenfalls unabhkömmlich ist, bittet den Vormund brieflich in gewähltesten Formulierungen, für ihn um die Hand Angelicas anzuhalten. Für die Fürstin, die den Gecken noch nie mochte, ist das ein vollkommenes Unding, schon wegen Concettas. Aber Salina weist sie streng in die Schranken und reflektiert: Mésalliancen sind beste Tradition in der Geschichte, frisches Blut tut einem alten Geschlecht gut, und die Gleichheit der Klassen, ihre Austauschbarkeit in der Geschichte steht für ihn ja im Prinzip fest. Den Ausschlag gibt letztlich seine Begeisterung für Tancredi, der ihm mit diesem Brief wieder ein so bewunderungswürdiges Stück Prosa geliefert hat. Der Fürst muss also die Kröte schlucken (diese Metapher wird breit und vielfältig angewandt). Sedàra wird in den Palast geladen und formvollendet empfangen. Der Fürst schafft es mit Mühe, nicht aus der Rolle zu fallen (und nimmt sich vor, dem Wicht nächstens ein paar englische Rasiermesser zu schenken). Es zeigt sich, dass Sedàra schon lange auf diesen Antrag gewartet hat. Von der hochadligen Umgebung und der gepflegten Phraseologie ist er keineswegs beeindruckt, aber der ehrgeizige, ja, in seinen Augen skrupellose Tancredi ist ihm als Schwiegersohn recht – er bringt gesellschaftliches Ansehen, Geld hat Sedàra selbst. Die Mitgift aber, die der in Bezug auf die eigene Lebensführung so Geizige Angelica zgedacht hat (seine Tochter

soll ordentlich leben und repräsentieren können), macht Salina, der ja selber auch nicht unbemittelt ist, vor Staunen blass. Sedàra verabschiedet sich mit einer Schlusspointe: Seine Familie sei in Wahrheit auch hochadlig, für den Nachweis fehle ihm nur noch ein Glied. Und wie reagiert der Fürst?

Text 3:

Er sah, wie sich ein neuer Menschenschlag in allen Einzelheiten bildete, und musste das Lachen unterdrücken, das ihm den Mund süß machte bis zum Brechreiz. [...]

[Sedàra] wurde durch zwei Säle hinausbegleitet, wurde nochmals umarmt und begann die Treppe hinunterzugehen, während der Fürst, hochragend wie ein Turm, zusah, wie er kleiner wurde, dieses Häufchen aus Schlaueit, schlecht sitzenden Kleidern, Gold und Ignoranz, das jetzt schon fast ein Teil der Familie war.

Der vierte Teil spielt im November des Jahres – der Fürst bleibt länger als gewohnt in Donna-fugata. Er lernt bei den jetzt häufigeren Kontakten Sedàras Geschäftssinn zu bewundern – er lässt sich sogar von ihm raten (bisher betrieb er ja alles Materielle mit aristokratischer Gleichgültigkeit), was dazu führt, dass er rasch in den Ruf unersättlicher Raffgier kommt, ohne dass jedoch die kontinuierliche Verringerung des fürstlichen Besitzes aufgehalten wird. Später wird dem Fürsten bewusst, dass er den Schwiegervater seines Neffen hasst.

Tancredi hat Urlaub und kommt zu Besuch zu seiner Verlobten. Er bringt einen Freund mit, einen adligen und wohlhabenden Offizier aus Piemont, der Concetta „übernehmen“ und so sein eigenes Gewissen erleichtern soll. Der beißt auch an, aber die hochmütige Salina-Tochter lässt den harmlosen Burschen abblitzen. (Er konstatiert am Ende: Ich bin ein Wurm und muss mir eine Würmin suchen.) Ansonsten aber breitet sich eine geradezu magische Sinnlichkeit aus. Tancredi schweift mit Angelica stundenlang durch die endlosen Fluchten von zumeist nicht mehr benützten Zimmern des riesigen Palasts. (Der Fürst: „Ein Palast, dessen Zimmer man alle kennt, ist nicht wert bewohnt zu werden.“) Die Schilderung ist kaum mehr realistisch, die beiden tauchen ein in dunkle Tiefen, begegnen erloschenen Lastern (einem Sado-Maso-Kabinett aus dem 18. Jahrhundert) und vergessenen Tugenden (der Bußstätte eines heiligen Vorfahren) – an beiden Orten spielen Geißeln eine Rolle, und so scheint beides letztlich zusammenzuhängen, Zeugnis eines unstillbaren Verlangens zu sein. Natürlich steigert das auch das sexuelle Verlangen der beiden, aber als sie schon auf einem Kanapee liegen, schreckt sie der Glockenschlag der benachbarten Hauptkirche auf und bewahrt sie vor unziemlicher Vorwegnahme.

Diese gemeinsam verbrachten Tage seien die besten Tage der beiden gewesen, schiebt der Erzähler ein. Tancredi hat dadurch, dass „alles anders“ wurde, erreicht, was er wollte: Er ist auf dem Sprung zu einer großen Laufbahn (er wird später italienischer Botschafter in Wien werden und gilt nach seinem Tod als „einer der reinsten Helden unserer Befreiung“), er hat wieder den für einen Adligen selbstverständlichen riesigen Landbesitz, der ihn durch die Fenster des Palasts anlacht, und weist zugleich einen bedenkenlosen, „sedàresken“ Geschäftssinn auf. Nur die Ehe wird missglücken. Wir erfahren aus den ausgearbeiteten Teilen des Romans nur Andeutungen, Tancredi

hat jedenfalls laufend Affären (Pater Pirrone, sein Beichtvater, weiß von vornherein, dass bei dem Kerl „eiserne eheliche Untreue“ garantiert ist), und auch von ihr erfahren wir eine solche, vermutlich nicht die einzige. Teilweise leben die beiden getrennt. Angelica wird den Habitus der Aristokratin vollends perfekt erlernen, im Kontrast zu ihrem banausischen Vater erwirbt sie sich den Ruf einer Kunstkennerin (zu Unrecht, wie der Verfasser deutlich macht). Erhält sie also die Adelstradition am Leben? Eher gilt: Sie ist eine glänzende Aristokratendarstellerin, mehr nicht.

Der Fürst erhält derweil Besuch von einem Abgesandten der Regierung, Chevalley, einem Adligen aus dem Piemont, der von den Verhältnissen seines neuen Dienstortes Sizilien, dem Elend, der Gewalt, vollkommen schockiert ist. Sein Auftrag ist: Er soll Salinas Zustimmung dafür einholen, dass er zum Senator ernannt wird – neben dem Parlament der gewählten Abgeordneten gibt es ein Oberhaus, in das der König verdiente Persönlichkeiten beruft, und da kommt auch der alte Feudaladel, zumal in Gestalt einer so eindrucksvollen Persönlichkeit, durchaus in Frage. Der Fürst reflektiert. Er könnte also, nachdem „alles anders“ geworden ist, eine Stellung alter Würde und Geltung übernehmen. Er könnte an dem Versuch teilnehmen, alles, wie angekündigt, besser zu machen. Und er lehnt ab. Es gibt ein paar leicht nachvollziehbare Gründe: Er hat keine Erfahrung in der Politik, er schuldet der bourbonischen Herrschaft, auch wenn er den König nicht schätzte, eine gewisse äußere Loyalität, man hat im vergangenen halben Jahr wesentliche Entscheidungen getroffen, ohne die Sizilianer zu fragen, einiges ist dabei sehr unerfreulich gelaufen. Aber die entscheidenden Faktoren sind andere.

Text 4:

Wir sind alt, Chevalley, uralt. Seit mindestens fünfundzwanzig Jahrhunderten tragen wir die Last großer, ganz verschiedenartiger Kulturen auf unseren Schultern, [...] keine einzige, in der wir den Ton angegeben haben; [...] wir [sind] seit zweitausendfünfhundert Jahren Kolonie. [...] Schlaf, lieber Chevalley, Schlaf, das ist es, was die Sizilianer wollen, [...] unsere Sinnlichkeit ist Verlangen nach Vergessen, unsere Gewehrschüsse und unsere Messerstechereien sind Todessehnsucht. [...]

Ich habe ‚die Sizilianer‘ gesagt, ich hätte ‚Sizilien‘ hinzufügen müssen, die Umwelt, das Klima, die Landschaft. Alles Kräfte, die unser Wesen vielleicht noch stärker geprägt haben als die Fremdherrschaften [...], dieses Klima, das uns sechs Monate Fieber und vierzig Grad Fieber auferlegt; (...) in jedem dieser Monate würde ein Sizilianer, wenn er ernsthaft arbeitet, Energie für drei verbrauchen; [...] und dann wieder die Regengüsse, unweigerlich stürmisch, (...) sie ersäufen Tiere und Menschen genau da, wo vor vierzehn Tagen die einen wie die andern vor Durst verreckt sind.

Im ganzen Roman wird immer wieder die besondere Eigenart Siziliens beschworen, hier ist sie Thema eines langen Ausbruchs. Die Historie mit der dauernde Missachtung durch die Herrscher aus dem Ausland und die unbarmherzige Natur sind schuld daran, dass es sinnlos ist, hier eine bessere Gesellschaft aufbauen zu wollen. Salina, selbst ein müder Sizilianer und ein Mann der Tradition, nicht der Neugestaltung, verzichtet also

auf die Möglichkeit, wieder bestimmenden Einfluss auszuüben. Statt dessen schlägt er, zum Entsetzen Chevalleys, Sedàra vor. Ist das zynisch? Es ist auf jeden Fall realistisch: Der aktive Macher unter lethargischen Landsleuten, der sich jetzt schon für die Abgeordnetenversammlung bewirbt, wird zehn Jahre später als so verdienter Bürger gelten, dass er tatsächlich in den Senat berufen wird. So ist dieser neue Staat.

Eine besonders pointierte Formulierung bietet der Schluss der Episode. Chevalley fährt zu seinem Dienort zurück und denkt dabei über die Verbesserung der Zustände durch die moderne Verwaltung nach. Er schaut aus dem Fenster der Kutsche, „vor ihm hüpfte die Landschaft im aschernen Licht auf und ab, unerlösbar.“ Man muss wissen, dass das Schlagwort der Nationalisten „terra irredenta“ hieß, „unerlöstes, d.h. noch nicht befreites Land“, also ein Gebiet mit italienischer Bevölkerung, das noch nicht zum neuen italienischen Nationalstaat gehörte (z.B. der Kirchenstaat). Sizilien aber, so sagt uns der Erzähler hier, ist nicht „irredenta“, noch unerlöst, es ist „irredimibile“, unerlösbar.

Die bisherigen Teile des Romans blieben alle im Jahre 1860, dem so entscheidenden Jahr, in der Zeit zwischen Mai und November. Unser nächster Teil (einen weniger wichtigen überspringen wir) spielt im November 1862, zwei Jahre später. Die Lage hat sich konsolidiert, statt Garibaldinern ist nur noch das piemontesische Militär präsent, ja, Garibaldi ist auf dem Festland bei einem Zusammenstoß mit dem königlichen Heer sogar verwundet und daraufhin festgenommen worden (sehr respektvoll natürlich), die Angst vor Gewalt und Enteignung ist beim Adel verschwunden. Die 200 Personen, die in Sizilien, d.h. in Palermo die „Welt“ ausmachen, treffen sich unablässig, um zu feiern, dass es sie noch gibt. Jetzt steht ein Ball im Palazzo Ponteleone bevor, ein Ball „wie in alten Zeiten“, bei dem Angelica in die aristokratische Gesellschaft eingeführt werden soll. Mit Mühe hat Salina erreicht, dass auch ihr Vater eingeladen wird; er hat immerhin jetzt einen ordentlichen (teuren) Frack. (Unsensiblerweise trägt er auf ihm einen Orden, den er vom neuen Staat bekommen hat, aber Tancredi sorgt dafür, dass er rasch in der Tasche verschwindet.)

Auf dem Weg zum Ball begegnen die Salinas einem Priester, der einem Schwerkranken die Wegzehrung bringt. Die frommen Damen der Familie begnügen sich damit, ein Kreuzzeichen zu schlagen, der Fürst aber steigt aus der Kutsche und kniet auf dem Gehsteig nieder. Sicher nicht, weil er bigott geworden wäre, aber die Begegnung mit dem Tod bewegt ihn – schon bisher wurden wir immer wieder auf den Tod verwiesen, jetzt wird dieses Thema lauter.

Der Fürst ist unlustig. Seine Standesgenossen findet er eher langweilig, er ist unter ihnen durch seine Intellektualität ein Außenseiter. Die Frauen (darunter zwei oder drei, mit denen er vor Zeiten ein Verhältnis hatte) wirken matronenhaft, die jungen Mädchen sind reine Karikaturen: durch Inzucht und falsche Ernährung alle klein und dicklich, alle gleichermaßen kicherig und oberflächlich. Dann betritt er den Saal.

Text 5:

Der Ballsaal strahlte in lauter Gold: mattes an den Kranzgesimsen, gepunztes an den Türeinfassungen, hell, fast silbern damasziertes auf dunklerem Goldgrund an den Türen selbst und an den inneren Läden, die die Fenster verdeckten [...] und dadurch dem Raum den stolzen Rang eines Schreins verliehen, der jegliche Be-

ziehung auf die plebejische Außenwelt im Keim erstickte. Es war nicht die aufdringliche Vergoldung, mit der heute die Dekorateure protzen, sondern ein Gold, das verflog, [...] das sich bemüht, seinen Wert [...] zu verbergen. [...]

[Dem Fürsten] wurde von diesem Sonnenschimmer [...] schwer ums Herz: jener ungemein patrizische Saal weckte in ihm die Erinnerung [...] an die grenzenlosen, unter der Tyrannei der Sonne ekstatisch um Gnade flehenden Getreidefelder rund um Donna-fugata.

[...]

„Schön, Fürst, schön! So etwas wird heute nicht mehr hergestellt, beim heutigen Feinunzenpreis!“ Sedàra hatt sich neben ihn gestellt.

Dieser Saal ist „patrizisch“, aristokratisch. Warum? Weil es ihm um reine Schönheit geht, die zeitlos ist, weil er den Geldeswert seines Dekors verschleiert, statt ihn herauszustellen. Im fast plakativen Gegensatz dazu der Bürgerliche, wenn man will, der Kapitalist Sedàra, für den alles einen Warenwert hat (was er noch öfter an diesem Abend deutlich macht) – er und seinesgleichen sind nicht in der Lage, „Blüten zu treiben“, sondern sie jagen den geborenen Bewohnern dieser Paläste Minderwertigkeitsgefühle und Todesahnungen ein.

Aber wie kommt Fürst Salina von dem goldenen Saal auf die endlosen Getreidefelder? Ist es nur die Farbe? Die Walzerklänge gemahnen ihn an „das endlose Vorbeiziehen der Winde [...] über den durstenden Weiten, gestern, heute, morgen, immer, immer, immer.“ Die tyrannische Natur Siziliens ist ewig, und ebenso die „unsterbliche“ Schönheit dieses Raumes (nicht zufällig bevölkern auch hier die olympischen Götter der Antike die Decken). Und auf einmal muss er, wenn er die Paare vorbeitanzen sieht, daran denken, dass sie nicht verachtenswert sind, sondern bemitleidenswerte Wesen, die als endliche, nicht ewige Wesen „den schmalen Lichtstrahl auszukosten versuchten, der ihnen zwischen den zwei Finsternissen“ (vor der Geburt und nach dem Tod) „gewährt wurde“. Auch sein eigener Tod kommt ihm in den Sinn, das aber heitert ihn eher auf. Und dann kommt die Krönung: Angelica bietet ihm einen Tanz an, und sie tanzen so wunderbar und beseligt, dass bald die anderen Paare die Tanzfläche verlassen, um sie zu bewundern, der Fürst mit jeder Umdrehung ein Jahr jünger, bald wie seinerzeit als Bräutigam mit seiner Stella, und für einen Moment ist der Tod wieder weggerückt, eine Sache „für die anderen“.

Aber nur für eine kurze Spanne. Am Ende des Balls geht der Fürst zu Fuß nach Hause, er will beim Betrachten der Sterne ein bisschen Trost finden. Tatsächlich, nach vermüllten Straßen und Schlachthofkarren mit ihren Kadavern, erwartet ihn über dem Meer die Venus. Und er wünscht sich ein Rendezvous mit ihr ohne „Unrat und Blut, in ihrer Sphäre ewiger Gewissheit“. Er wünscht sich den Tod als Rendezvous mit der schönsten der Frauen.

Zeitlose Schönheit, erotische Sinnlichkeit, Tod und abstrakt-leere Ewigkeit – das schmilzt für den Fürsten zum Amalgam seiner Sehnsucht zusammen.

Man wundert sich nach diesen Ahnungen wenig, dass der nächste Teil mit „Der Tod des Fürsten“ überschrieben ist. Die Auseinandersetzung Salinas mit der politisch-gesellschaftlichen Umwälzung ist mit dem Ball, dem Abgesang auf die alte Zeit in Anwesenheit der neuen „Herrschaft“, abschließend dargestellt, es folgen noch zwei Nachträge. Wir springen zunächst um zwanzig Jahre nach 1883, der Fürst ist 73 Jahre alt. (Jedenfalls wird das hier so angegeben, die Chronologie ist nicht im ganzen Roman einheitlich.) Eine Besonderheit ist, dass der Erzähler sich weitgehend in die Perspektive des Fürsten begibt - der Tod aus der Sicht des Sterbenden.

Wegen einer nicht näher spezifizierten Krankheit reist der alte Mann mit Concetta und einem Enkel nach Neapel zu einer Kapazität, ohne dass er dort Hilfe erlangt; zurück will er partout nicht mit dem Schiff fahren, und so kommt es zu einer äußerst strapaziösen Eisenbahnfahrt. Sein Zustand ist bei der Ankunft so schlecht, dass man ihn in Palermo statt in die Villa in ein bahnhofsnahe Hotel (mit Meerblick) bringt. Concetta lässt einen Priester rufen, und der Fürst wehrt sich nicht: Ein Salina stirbt mit allem, was dazugehört, mit Priester und Beichte. Diese macht ihm Schwierigkeiten: Er empfindet das Leben selbst als sündig, denkt an den Begriff Erbsünde, aber die einzelnen unrechten Handlungen, an die er sich erinnert, erscheinen ihm so kümmerlich, dass er sich geniert, sie auszusprechen. Aber das priesterliche Murmeln der uralten Silben, die den Weg ebnen, tun ihm gut. Die Rolle der Religion und der religiösen Handlungen bleiben also so, wie wir sie am Anfang des Romans kennen gelernt haben.

Während alle Familienangehörigen weinend dabeistehen, auch Tancredi, (nur Concetta weint nicht) zieht der Fürst bei sich Bilanz. Erstaunlich wenig davon ist Reflexion über das Gesellschaftliche. Klar ist er sich aber darüber, dass er (anders, als er immer geglaubt hat, Tumeo hat er für diese Voraussage beinahe geschlagen) der letzte Salina ist. Wie begründet er das? Adel beruht auf Tradition, auf Erinnerungen, und er ist der letzte, der ungewöhnliche, nicht-banale Erinnerungen hat. Sein Enkel Fabriziootto (von Paolo, dem enttäuschenden ältesten Sohn, der passenderweise beim Sturz von einem seiner geliebten Pferde ums Leben gekommen ist) ist ein netter Bursche, aber seine Erinnerungen werden keine anderen sein als die seiner Kameraden vom Gymnasium, das auch ein Salina heutzutage besucht; da ist der Name nur noch eitler Prunk. Die Tapissereien und die Mandelbaumgärten werden zu etwas bloß Kulinarischem werden, nicht mehr zum Wesen gehören. Das Fazit lautet: Den Adel (der, wie anderswo gesagt wurde, „in einem anderen Universum lebte“ als der Rest der Bevölkerung) gibt es nicht mehr. Garibaldi, der radikale Republikaner, hat letztlich doch gesiegt.

Was bleibt an Erfreulichem? Quantitativ wenig: Hunde, Pferde, Jagd; die ersten Stunden nach der Ankunft im Sommerpalast Donnafugata, diesem Stein und Wasser gewordenen Bewusstsein von Tradition und Unvergänglichkeit, Frauen, auch die eigene, damals, und auch jetzt noch Frauen – erst gestern am Bahnhof von Catania hatte eine faszinierende Dame im braunen Reisekostüm sein Gesicht gesucht ... Und was ist mit der Beseligung durch die Beobachtung der Sternennähe? Die gehört nicht zu diesen Aktiva des Lebens, sondern sie ist eher eine vorweggenommene Glückseligkeit des Todes.

Aber dann wird der Fluss, der aus ihm herausströmt, zu einem tobenden Ozean.

Text 6:

Plötzlich drängte sich eine junge Dame durch die Umstehenden, schlank, in einem braunen Reisekostüm mit ausladender *tournure*; ihr Strohhut war verziert mit einem Schleier mit kleinen Kügelchen, der die schelmische Anmut ihres Gesichts nicht zu verhüllen vermochte. Sie schob ihre kleine Hand im Wildlederhandschuh zwischen die Ellbogen der Weinenden, entschuldigte sich, kam näher. Sie war es, das seit je ersehnte Wesen, und sie kam, ihn zu holen. Seltsam, so jung, wie sie war, hatte sie sich ihm ergeben; die Abfahrtszeit des Zuges musste nahe sein. Ihr Gesicht dicht über dem seinen hob sie den Schleier, und so, schamhaft, aber bereit, sich in Besitz nehmen zu lassen, erschien sie ihm schöner, als er sie je in den Sternenträumen erblickt hatte. Das Tosen des Meeres wich vollkommener Ruhe.

Wer ist diese Frau? Es ist die vom Bahnhof in Catania (d.h. diese Frau hat ihn auch schon am Bahnhof gesucht). Die Kleidung stimmt überein, und es ist von der Abfahrtszeit des Zuges die Rede. Sie hat also mit dem Tod zu tun – nein, sie ist der Tod. Wir müssen daran denken, dass „der Tod“ im Italienischen, wie in den anderen romanischen Sprachen, weiblich ist: „la morte“. Und dann kann der Leser sich daran erinnern, dass Tancredi einmal gesagt hat: „Zione, großer Onkel, du machst dem Tod den Hof (du flirtest mit dem Tod, salopp gesprochen: du baggerst ihn an)“. Diese Todesneigung des Fürsten ist uns ja öfter begegnet. Er hat sich zum Beispiel auf dem Heimweg vom Ball nach einem Rendezvous mit Venus gesehnt, mit dem Morgen- und Abendstern, „in einer Sphäre ewiger Gewissheit“. Diese Frau hier ist auch die Venus, er hat sie ja schon oft, wie es hier heißt, „in den Sternenträumen“ erblickt. Jetzt ist das Rendezvous da, mit deutlich erotischen Zügen. Weibliche Sinnlichkeit und Abstraktion der endlosen Räume – diese ungewöhnliche Kombination bildet die Transzendenz des Gattopardo.

Der zweite Nachtrag liegt noch weiter in der Zukunft. 1910, 37 nach dem Tod des Fürsten, treffen wir die inzwischen fast 70jährige Concetta mit zweien ihrer Schwestern als Bewohnerinnen der Villa Salina, bei einem Ereignis, das der Autor selbst als Jugendlicher miterlebt hat. Das Vermögen der Familie ist nicht mehr auffällig groß, der Name Salina strahlt nicht mehr hell, nur bei den kirchlichen Würdenträgern erfahren die frommen und wohltätigen Damen noch große Ehrerbietung. Die Leidenschaft der Damen gilt Heiligenreliquien, die sie von einer zweifelhaften Zwischenhändlerin erwerben und in einem zur Hauskapelle umgebauten Salon der Villa verehren, auf dem Altar ein eher frivoles Gemälde, das sie für ein Marienbild halten. Genauer: Concetta, die, obwohl nicht die Älteste, das Kommando führt, hat das Geld für die heiligen Kostbarkeiten herausgerückt wie ein Vater, der seinen Kindern Spielkram kauft. Aber nun lässt der Erzbischof (ein Norditaliener natürlich!), einer Anordnung des Papstes folgend, alle privaten Kulträume überprüfen, und siehe, in aller Freundlichkeit werden die Damen beschieden, die Reliquien seien größtenteils unecht und gehörten in den Müll, das schöne Bild müsse weg vom Altar. Jetzt ist das Ansehen der drei Damen Salina vollends erledigt: auch für die Kirche sind sie nur noch belächelnswerte alte Jungfern.

Concetta trifft dazuhin noch persönliches Unheil. Angelica, Tancredis fett gewordene, aber gesellschaftlich hochaktive und hochgeehrte Witwe, bringt einen alten Kriegskameraden ihres Verflommenen zu Besuch vorbei. (Er ist inzwischen erfolgreicher Garnfabrikant – der Adel ist in den Kapitalismus eingestiegen.) Von dem erfährt Concetta, dass die Erzählung Tancredis über das Eindringen in ein Nonnenkloster, die sie damals zu harscher Kritik und hochmütiger Abwendung von dem eigentlich Geliebten veranlasst hat, gar nicht der Wahrheit entsprach, sondern bloß Aufschneiderei war. Das bringt Concetta, die so viele Jahre im Hass gegen den vergeblich Ersehnten und gegen ihren Vater, der sie damals verriet, zugebracht hat, zu der bitteren Überzeugung, sie sei selbst schuld am Ende der Beziehung zu Tancredi und an ihrem verfehlten Leben. Der Leser wird ihr darin sicher nicht folgen: Auch wenn die Geschichte erfunden war, hätte sie nicht vor Damen erzählt werden dürfen; vor allem aber waren es die sexuelle Attraktivität Angelicas und noch mehr der Reichtum und die Beziehungen des Vaters, die dem bettelarmen Aristokraten die erträumte Karriere ermöglichten, welche Tancredi zur Abkehr von der Jugendliebe brachten. Aber Concetta hat die Kraft verloren, sich am Hass gegen die beiden Männer aufrechtzuhalten, und bricht zusammen. Nun steht seit langen Jahren der ausgestopfte Lieblingshund ihres Vaters, Bencidò, zum Unwillen der Dienstboten als Staubfänger in der Villa herum. Gewissermaßen ist auch er eine Reliquie, ein Überbleibsel von etwas, das nicht mehr am Leben ist. Jetzt ist es soweit: Concetta, gibt den Auftrag, das Erinnerungsstück an die Größe des Hauses Salina zu entsorgen.

Text 7:

Wenige Minuten später wurde das, was von Bencidò übrig war, in einen Winkel des Hofes geworfen, wo der Müllmann jeden Tag hinkam. Während des Flugs vom Fenster hinunter nahm er für einen Moment wieder seine Gestalt an: Man hätte meinen können, in der Luft tanze ein Vierfüßer mit langen Schnurrhaaren, die erhobene rechte Vordertatze schien zu verfluchen. Dann fand alles Frieden in einem Häufchen fahlen Staubs.

Zum letzten Mal ist der Gattopardo zu sehen, tänzerisch, wie er oft beschrieben wurde, und machtvoll. Die hocharistokratische Familie Salina hat aufgehört zu existieren. Und noch allgemeiner: Mag auch ein Teil des Adels im neuen Staat Reichtum und Geltung bewahrt haben, wie es Tancredi erhofft hat (sei es in der Diplomatie, wie er selbst, sei es in der Wirtschaft): den Hochadel, wie er im Fürsten von Salina verkörpert war, der in einem selbstgeschaffenen „anderen Universum“ als der Rest der Menschheit lebte, wie es Pater Pirrone einmal formuliert hat, dessen Protagonisten sich für „Götter“ hielten (so der Fürst selbst bei der Ablehnung der Senatorenwürde), den Hochadel, dessen Wesen Lampedusa in seinem Roman offenbaren will, gibt es nicht mehr. Die Feststellung, die der Fürst auf dem Totenbett getroffen hat, wird bestätigt: Garibaldi hat gesiegt.